

ZGL

Zeitschrift für germanistische Linguistik

Deutsche Sprache in Gegenwart und Geschichte

Herausgegeben von
Helmut Henne · Els Oksaar · Peter von Polenz
Herbert Ernst Wiegand

10
1982

Walter de Gruyter Berlin · New York

HEIDRUN KÄMPER-JENSEN

SPRACHEN IM 18. JAHRHUNDERT

Sechste Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für die Erforschung
des 18. Jahrhunderts. Wolfenbüttel 18. Nov.–20. Nov. 1981

Die „Deutsche Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts“, die 1975 auf Anregung Bernhard Fabians (Münster) in Wolfenbüttel gegründet wurde, sieht ihren Zweck in der Förderung der Erforschung dieser Epoche im deutschsprachigen Raum „auf allen wissenschaftlichen Gebieten.“ Entsprechend interdisziplinär ist die Mitgliedschaft der Gesellschaft aus dem europäischen, aber auch außereuropäischen Raum zusammengesetzt. Angegliedert ist die Deutsche Gesellschaft der „Internationalen Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts.“

Die Tagung wurde organisiert von Dieter Kimpel (Frankfurt) und betreut von Gottardt Frühsorge (Wolfenbüttel). Der äußere Rahmen – als Tagungsraum hatte man die Augusteerhalle der Bibliothek gewählt – entsprach in angemessener Weise dem Rahmenthema. Im folgenden stelle ich die Referate, geordnet nach inhaltlich-thematischen Schwerpunkten, vor: 1. Einführung; 2. Innere Mehrsprachigkeit; 3. Die Rolle der Fremdsprachen; 4. Einzelne Textbereiche; 5. Sprachnormdiskussion.

1. Einführung

In dem Einführungsvortrag von D. Kimpel stand im Mittelpunkt, daß im 18. Jh. Sprache als Mittel der Welterkenntnis eine zentrale Rolle als Integrationsfaktor der politisch zerrissenen deutschen Nationalstaaten eingenommen habe. Sprachliche Reformen als Weg zur Einigung waren gerichtet auf das Ziel einer deutschen Sprachgemeinschaft bzw. einer nationalen Sprachnorm ohne Fremdeinflüsse. Namen wie Leibniz, Thomasius, Wolff, Gottsched sich hier zu nennen. Leibniz sah die Hauptaufgabe für das Deutsche vor allem darin, „den Siegeszug der exakten Naturwissenschaften nach dem Vorbild der führenden europäischen Kulturnationen sprachbildend nachzuvollziehen.“ Damit wurde ein Ziel abgesteckt, das Wolff weiterverfolgte, indem er, durch Präzisierung bereits vorhandener Bezeichnungen, eine wissenschaftliche Terminologie schuf, deren Auswirkung vor allem in den neuen Realschulen und Reformuniversitäten spürbar wurde. Das neue Problem, das sich der aufklärerischen Sprachkritik damit stellte, war der formalistisch-normative Charakter, der den Fach-, Berufs- und Wissenschaftssprachen aus Vermittlungsgründen eigen war und Verselbständigungstendenzen zur Folge hatte. Dies widersprach dem Postulat einer deutschen Nationalsprache. Die Vorstellung eines gemeinsamen Sprachbewußtseins war mit der Vielfalt deutscher Wissenschaftssprachen nicht in Einklang zu bringen. Das Sächsisch-Meißnische, als eine im Aufbau befindliche Bildungssprache, sollte die Vermittlungsfunktion einnehmen zwischen den von der Wissenschaft gestellten Ansprüchen und einer der Dichtung verpflichteten Sprache. Der „Sprachenstreit“ im

18. Jh., die Kontroverse zwischen Literaten und „anderen“, förderte schließlich die Entwicklung einer deutschen Bildungssprache, die K. bestimmte als den „in sich gegenläufig beziehungsreichen wissenschaftlichen und dichterischen Schriftsprachenkomplex.“

2. Innere Mehrsprachigkeit

H. Henne (Braunschweig) stellte in seinem Referat („Innere Mehrsprachigkeit im späten 18. Jahrhundert. Argumente für eine pragmatische Sprachgeschichte“) kontrapunktisch zu dem D. Kimpels Sprachvielfalt in den Mittelpunkt seiner Darlegungen, indem er Einträge aus dem deutschen Wörterbuch von Campe zu zentralen, die Alltagswelt des 18. Jahrhunderts bestimmenden Ausdrücken, wie auch historische Sprachspiele („Vom Grüßen und Fluchen“), vorführte und interpretierte. Diese lexikalisch-stilistische Ebene machte deutlich, daß nicht eine deutsche Standardsprache, sondern Sprachvielfalt sowohl innerhalb der deutschen Standardsprache, als auch des Deutschen insgesamt, also in einem doppelten Sinn, vorauszusetzen ist. H. plädierte für eine „Rekonstruktion der historischen Alltagswelt“ im Rahmen einer pragmatischen Sprachgeschichte, die sprachliche Alltagswelt unverkürzt, d. h. in der „Dimension sprachlicher Handlung“ (also textuell) erforscht. Eine solche Sprachgeschichte, dem Begriff der inneren Mehrsprachigkeit verpflichtet, erforsche „Standard“ und „Provinz“, also die „Vielfalt in der Einheit“ und versage sich insofern dem Anspruch, die sprachliche Vereinheitlichungsideologie der Zeit sprachwissenschaftlich zu reproduzieren. Der Schluß des Vortrags war Bemerkungen zum Verhältnis von pragmatischer Sprachgeschichte und historischer Sprachpragmatik und der „Empirie-Not“ einer historischen Textpragmatik gewidmet.

Als ein Beispiel sprachlicher Vielfalt des Deutschen ist der Gegenstandsbe- reich des Referats von G. Objartel (Braunschweig) „Studentische Kommunikationsstile im späteren 18. Jahrhundert“ zu sehen. Nachdem O. kurz die bisherige Forschung skizzierte, die ausschließlich lexikalischen Interessen folgte, präsentierte er die empirische Basis verschiedener Textsorten, die der Forschung zur Rekonstruktion zur Verfügung stehen. O. begründete seinen stilanalytischen Ansatz durch folgende Annahmen:

1. Studentensprache sei charakterisiert dadurch, daß sie Männersprache, Standessprache und Alterssprache sei. 2. Studentensprache zeichne sich dadurch aus, daß in ihr verschiedene Einzelsprachen und Sprachvarianten repräsentiert sind, wofür Beschreibungstermini wie „Code-Wechsel-Code“ oder „Variolekt“ anzusetzen seien. 3. Studentensprache habe durch ihre expressiven Merkmale gewirkt, die je nach Universität verschieden waren aus Gründen des Spannungsverhältnisses der jeweiligen Stadtatmosphäre und der herrschenden Gesellschaftssprache, sowie der sozialen und fachlichen Zusammensetzung der Studentenschaft am Ort. Anhand eines Vergleichs normativer Stilistiken mit typischen Elementen von Studentensprache wies O. nach, daß von dieser Seite die Burschensprache durchaus den zeitgenössischen Postulaten entsprach. Auf der Basis zweier Akten

aus dem Universitätsarchiv von Helmstedt stellte O. die Themen „kommunikative Bewältigung des Geheimhaltungsdrucks im studentischen Ordenswesen“ und „studentisches Protestverhalten“ vor und interpretierte sie im Hinblick auf ihre gruppenspezifischen Funktionen. Den Abschluß des Beitrags bildeten Fragen zum weiteren Fortgang der Forschung: wann und wie setzt in der Studentenschaft die Entwicklung eines politisch-sozialen Bewußtseins ein mit entsprechenden Handlungsimpulsen, politischer Semantik und Rhetorik?

Ein zweites Beispiel für sprachliche Vielfalt stellte der Beitrag von W. Seibicke (Heidelberg) „Von Christian Wolff zu Johann Beckmann. Fachsprache im 18. Jahrhundert“ dar. Wolff ist als Begründer des Technikbegriffs anzusehen, der darunter die „Wissenschaft von dem, was von Menschen mittels körperlicher Arbeit, vor allem Handarbeit, hervorgebracht wird“ (Logica 1728), versteht. Er verknüpfte diesen Begriff mit den Naturwissenschaften und der Mathematik und erklärte ihn als autonomen, wissenschaftlich vollwertigen Gegenstandsbereich. Den historischen Hintergrund bildete der im 17. Jh. entstehende Kameralismus, der neue Ausbildungsgegenstände hervorbrachte. Im Zuge dieser Entwicklung entsteht eine Reihe von Handwerks- und Fabrikenbeschreibungen als Lehr- und Anschauungsmaterial, die allerdings aufgrund der sozialen und geistigen Kluft zwischen Gelehrten (als den Verfassern dieser Werke) und Handwerkern (als deren Informanten) zunächst weit über die notwendige Erklärung des Arbeitsprozesses hinausgehen. Fachsprachliche Literatur entwickelte sich erst allmählich zu einem fachdidaktischen Arbeitsmaterial mit der Konsequenz, daß sich auch die gesprochene Fachsprache veränderte und daß fachsprachliche Termini eine größere Verbreitung erfuhren. Der Beckmannsche Technologiebegriff, auf den unser heutiges Technologieverständnis zurückgeht, beinhaltet neu die Sicht von den Naturalien her im Gegensatz zu Wolff, der ihn vom Menschen her gesehen hat. Neu ist auch die zusammenhängende Darstellung sämtlicher Gewerbe unter dem Ordnungsprinzip der „Einteilung nach den technischen Vorgängen“, so daß z. B. verwandte Arbeitsgänge nicht mehr verstreut über die gesamte Beschreibung auftauchen, sondern im Zusammenhang. Es entstand damit eine allgemeine Verfahrenskunde unter analytisch-technischen Gesichtspunkten. Eine wichtige Voraussetzung bestand für Beckmann (und besteht auch heute noch) in der Vereinheitlichung und Präzisierung des Fachwortschatzes. Speziell dieses Referat machte das Spannungsgefüge zwischen der angestrebten Standardisierung und der Eigenentwicklung von Fach- und Sondersprachen deutlich. Im Gegensatz dazu ist die studentische Terminologie nicht im Zusammenhang mit der Normdiskussion zu sehen insofern, als die Studentenschaft aus alters- und soziologischen Gründen zunächst nicht zur Trägerschaft einer standardisierten Bildungssprache gehört.

3. Die Rolle der Fremdsprachen

In seinem Vortrag „Das Fremdsprachenproblem im Unterricht an den Schulen“ erläuterte J. Gessinger (Berlin) die Kontroversen der Fremdsprachendiskussion und die je spezifischen Interessen folgenden Argumentationen über das Für

und Wider des Unterrichts klassischer und moderner Sprachen. Das Ergebnis der im 17. Jh. aufkommenden Kritik am Unterricht klassischer Sprachen waren unterschiedliche Formen der Ausbildung, die „gelehrte“ und die „gemeine bürgerliche“: die „gelehrten“ Schulen hielten am Unterricht der alten Sprachen fest, während die „gemeinen bürgerlichen“ Schulen sich auf Französisch, Englisch, Rechnen, Geographie, Naturkunde und Geschichte konzentrierten. Absolventen dieses Schultyps war der Zugang zu bestimmten Funktionen im Staatsdienst versagt. Als Grund für die entscheidende „berufsqualifizierende und gesellschaftspolitische Bedeutung“ des am Ende des 17. Jahrhunderts so kritisierten Unterrichts klassischer Sprachen nannte G. das Auseinandertreten von Produzent und Konsument, das eine neue bürgerliche Schicht forderte, die sich beruflich auf den immer größer werdenden tertiären Sektor konzentrierte. Dieser „mittlere Stand“ füllte die Lücke zwischen „der eigentlichen Produktionssphäre“, der er nicht mehr angehörte und dem absolutistischen Staat, der von seinem Einflußbereich weit entfernt war. Der so beschriebene Prozeß führte zu einer Aufwertung der klassischen Sprachen als Qualifikationsindikatoren; sie wurden „ideologisch überhöht zur Bildungsfunktion“ (während die Vermittlung neuer Sprachen auf dem zufälligen Vorhandensein entsprechender Kenntnisse bei den Lehrern beruhte). Der „bürgerliche Gelehrte“ ist am Ende des 18. Jahrhunderts aus diesem Prozeß hervorgegangen, „dessen gesellschaftliches Umfeld nicht mehr philologisch, sondern politisch definiert ist.“

Von Vermittlungsformen der französischen Sprache handelte der Vortrag von B. Spillner (Duisburg) („Französische Grammatik und französischer Fremdsprachenunterricht im 18. Jahrhundert“). Sp. formulierte sechs Fragenkomplexe, die bei der Untersuchung französischer Grammatiken zu beantworten sind: 1. Was enthalten französische Grammatiken? (Z. B. auch Wortschätze, Dialoge, Titulaturen); 2. Wer unterrichtet Französisch? (Z. B. emigrierte französische Geistliche und Adlige, die sich als Hauslehrer verdingten); 3. An wen wendet sich der Französischunterricht? (Z. B. sind für den Privatunterricht als besondere Zielgruppen Frauen und Kinder hervorzuheben. Das Novum des 18. Jhs. sind Lehrwerke für Autodidakten.) 4. Welche Lernziele werden mit welchen Methoden angestrebt? (Zwei konkurrierende Methoden: a) die Parliermethode, mit deren Anwendung man induktiv die französische Sprache im Gebrauch erlernen sollte; b) die grammatische Regelmethode, die deduktiv die Sprache durch Auswendiglernen der in ihr vorkommenden Regeln vermittelt.) 5. An welchen sprachlichen Materialien wird mit welchen Übungstypen gearbeitet? (Übungstypen waren Nachsprechen, Übersetzungen deutscher Vorlagen in die französische Sprache, Konjugieren und Deklinieren im Kontext auf der Basis von meist zweisprachigen Gesprächssammlungen und literarischen Texten.) 6. Welche didaktischen und grammatiktheoretischen Fortschritte lassen sich an Grammatiken des 18. Jhs. ablesen? (Z. B. die der Bevorzugung authentischer oder arrangierter Texte, des Vorrangs der gesprochenen vor der geschriebenen Sprache, der Vermittlung über explizite Regeln, die Reihenfolge der Erlernung von Fremdsprachen. Hervorzuheben ist, daß bereits im 18. Jh. die kontrastive Analyse

angewandt wurde. Außerdem ist an dieser Stelle die Entwicklung grammatikalischer Tabellen zu nennen als Reaktion zu den immer umfangreicher werdenden Grammatiken.)

In seinem Referat „Die französische Presse im Deutschland des 18. Jahrhunderts“ nannte E. Mass (Köln) zunächst die Voraussetzungen für eine sich ausbreitende Presse, die in Deutschland sämtlich gegeben waren und die zu einem massenhaften Entstehen von auch französischsprachigen Zeitungen und Zeitschriften führte. Eine allgemeine frankreichfeindliche Haltung und ein erwachtes deutsches Sprach- und Nationalbewußtsein haben die Ausbreitung der französischen Presse in Deutschland nicht behindert. Der Grund hierfür lag hauptsächlich in der ungebrochenen Beliebtheit der französischen Sprache besonders in den großen Städten, in denen die immigrierten Hugenotten darüber hinaus einen entscheidenden Beitrag zum Fortbestand dieser Sprache in Deutschland leisteten. Es waren vor allem zwei französische Organe, die die beiden Strömungen Aufklärung und Gegenaufklärung in Deutschland repräsentierten. Die „Gazette de Cologne“ „versteht sich als ein Organ der Reichspolitik“, das überregional „das vermögende und gebildete Handelsbürgertum des mittleren Westeuropa“ ansprechen will. Die Aufklärung wurde repräsentiert durch den „Nouvelliste politique d'Allemagne“, der vom Kölner Erzbischof gefördert wurde. In dieser Zeitung läßt sich bereits eine politische Haltung erkennen: Ideen der Aufklärung werden nachdrücklich befürwortet, ebenso die Freiheit der amerikanischen Verfassung. Daß eine Zeitung, die solch freiheitliche Ideen proklamierte, gerade in der in dieser Hinsicht rückständigsten Stadt des Deutschen Reiches bestehen konnte, muß mit der Exklusivität der französischen Sprache begründet werden, die die „Aussagen auf eine . . . nicht mehr dem Pöbel zugänglichen Argumentationsebene hebt“. Mit dieser Interpretation relativierte M. zugleich die Vorstellung von der massenhaften Verbreitung der französischen Sprache, von der Thomasius behauptete, daß Kutscher und Schuster sie beherrschten, vielmehr ist Französisch Verkehrssprache von Adel und Bildungsbürgertum und damit zugleich ein sprachliches Medium, das andere ausschließt.

An den Schluß dieses Kapitels stelle ich den öffentlichen Abendvortrag von B. Fabian (Münster), der, rhetorisch überzeugend, über das Thema „Englisch als neue Fremdsprache des 18. Jahrhunderts“ referierte. Die Verbreitung englischer Kultur und Sprache teilte F. in drei Phasen: 1. 1680–1730, „Zeit der sporadischen Englischkenntnisse“. 2. 1730–1770, „Zeit der sich langsam aber kontinuierlich ausbreitenden Kenntnisse (John-Tomson-Ära)“. Die Rolle der englischen Sprache ist in diesem Zusammenhang nicht als Verständigungsmittel, sondern als Möglichkeit des Kennenlernens und Erschließens einer bis dahin unbekanntem Welt zu beschreiben. Als sprachliche Vermittlungsinstanzen standen Helmstedt, Jena und Göttingen dem an der englischen Sprache interessierten Studenten zur Verfügung. John Tomson, der die England-Rezeption in Deutschland entscheidend beeinflusste, war der erste ordentliche Professor für Englisch. Er lehrte seit 1731 in Helmstedt, bis er 1734 einem Ruf nach Göttingen folgte. Seine „English Miscellanies“ mit einem breiten Text- und Autorenspektrum verwendete Tomson

als Unterrichtsgrundlage und diese Anthologie blieb für fast dreißig Jahre als Lehrbuch konkurrenzlos. Abgesehen vom institutionalisierten Englischunterricht an den drei o. a. Universitäten war der Lernwillige hauptsächlich auf Selbstunterricht angewiesen, der z. B. in der gleichzeitigen Lektüre des englischen Originals und einer Übersetzung in deutscher oder lateinischer Sprache bestand. 3. 1770–1800, „Zeit der breiteren Aneignung des Englischen“. Um die Jahrhundertmitte hatte sich ein englisch lesendes Publikum herausgebildet und der Handel mit englischer Literatur expandierte stetig. Erst um 1790 aber konnte das deutsche Publikum die großen Werke der englischen Literatur sprachlich bewältigen, deren Herausgabe der Basler Verleger Thurneysen in 180 Bänden veranstaltete. Zur Qualität der Englischkenntnisse bemerkte F., daß diese abhängig war davon, ob ein längerer Engländeraufenthalt des Betreffenden stattgefunden hat. Besonders machte sich dies in der Aussprache bemerkbar, die infolge fehlender Lautschrift z. T. fehlerhaft übernommen wurde.

Französisch und Englisch im 18. Jh.: festzuhalten ist der grundsätzliche Unterschied zwischen Französisch als in den oberen Schichten etablierter Verkehrssprache und Englisch als neuer Fremdsprache der Gebildeten zum Zweck der Aneignung einer neuen Kultur. Diese funktionale Bestimmung der beiden Fremdsprachen läßt den Schluß zu, daß auch in deren Verhältnis zur deutschen Sprache eine Differenzierung festzustellen sein müßte. Es ist etwa zu denken an den von Spillner angesprochenen Durchdringungsfaktor, der in Abhängigkeit der unterschiedlichen Funktionen von Französisch und Englisch sich z. B. in der Übernahme entsprechender Teilwortschätze widerspiegeln müßte.

4. Einzelne Textbereiche

J. Wilcke (Mainz) referierte über „Zeitungssprache und Zeitungswörter im 17. und 18. Jahrhundert“. Mit der Entstehung zeitungskundlicher Literatur ging die Entwicklung zunächst lexikonähnlicher Register von Fremdwörtern einher, deren Anzahl einen immer größeren Umfang annahm. 1704 erschien das erste selbständige, nicht mehr als Anhang zeitungskundlicher Literatur gestaltete Zeitungswörterbuch, vermutlich von Philipp Balthasar Sinold von Schütz verfaßt. Es ist nicht ein Sprach- sondern ein Reallexikon, „in dem es mehr um die Sachen als um die Begriffe geht.“ Bis zum Jahr 1709 entwickelte es sich zu einem neuen Wörterbuchtyp, der nicht mehr nur zum bessern Verständnis von Zeitungstexten dienen sollte, „sondern auch den gesellschaftlichen Verkehr zu fördern gedachte“ und mithin den Ausdruck „Conversations-Lexicon“ im Titel führte. Sprachreinigend im Sinne einer Reduzierung des Fremdwortanteils haben dieses und andere Wörterbücher zunächst vermutlich nicht gewirkt. Bis zum Jahr 1755 hat sich die Sprache in den Zeitungen verändert: die Anzahl der Fremdwörter geht zurück, besonders derjenigen aus dem militärischen Bereich, „was auf den Wandel in der Berichterstattung [...] hindeutet“, die vorher in Auslandskorrespondenz meist aus militärischem bzw. Kriegsgeschehen bestand und infolge dessen einen hohen Fremdwortanteil aufwies. Als Aufgaben der Forschung nannte W. eine intensive-

re sprachhistorische Beschäftigung mit dem Pressewesen angesichts des umfangreichen zeitungslesenden Publikums im 18. Jh.

Günter Häntzschel (München) sprach über „Die Ausbildung der deutschen Literatursprache des 18. Jahrhunderts durch Übersetzungen. Homer-Verdeutschungen als produktive Kraft.“ Es sind für den hier betreffenden Zeitraum zwei konkurrierende Auffassungen von Übersetzungen zu nennen: auf der einen Seite Gottsched und seine Anhänger, die in „ihrer adaptierenden Methode Versionen zustande gebracht (haben), in denen Homer kaum noch zu erkennen war“ und die den Gottschedschen Maximen der „Gleichförmigkeit, Regelmäßigkeit, Deutlichkeit und grammatischen Richtigkeit“ folgten. Auf der andern Seite sind zu nennen Friedr. Leopold von Stolberg und Gottfried August Bürger, die sich zwar von diesen Einengungen zu befreien suchten, deren Hexameter aber wegen unzureichender Kenntnis die Sprache Homers ebensowenig wiedergeben konnten. Erst Johann Heinrich Voß konnte eine Homer-Übersetzung liefern, die den Charakter der Original-Sprache getreu wiedergab. Der Grund dafür liegt in der konsequenten Übertragung des griechischen Hexameters in die deutsche Sprache. Sprachproduktiv ist sein Übersetzungsverfahren insofern zu nennen, als Voß bei Zweifelsfällen das Deutsche durch eine Annäherung an das Griechische zu erweitern sucht. Bei einem Vergleich der ersten (1781) mit der zweiten (1793) Fassung der Odyssee-Übersetzung fällt auf, daß die überarbeitete Form „mit genauerem Beibehalten der originalen Metrik auch die originale Syntax, die Wortfolge und die Wortbildung so adäquat wie kein Übersetzer vor ihm ins Deutsche transponiert.“ Die anfängliche Kritik an seinem Übersetzungsstil schwenkte kurz vor der Jahrhundertwende in Anerkennung um, und seine Wirkung ist abzulesen an den großen Übersetzern der Goethezeit, an Solger, Schleiermacher, v. Humboldt, die sein Verfahren aufnahmen und weiterführten.

5. Sprachnormdiskussion

Der Beitrag von H.-D. Schlosser (Frankfurt), „Sprachnorm und regionale Differenz im Rahmen der Kontroverse zwischen Gottsched und Bodmer/Breitinger“ griff thematisch den Ausgangspunkt der Tagung („Standard und Provinz“) wieder auf. Der Gottschedsche Begriff einer Haupt- und Hochsprache beruht auf der Vorstellung verschiedener Dialektgruppen, die die einstmals einheitliche deutsche Sprache je nach geographischer Lage veränderten. Dies führt zu dem von Gottsched gebrauchten Begriff einer „besten Mundart“, die die ursprüngliche Norm am wenigsten veränderte. Das Meißnische entsprach dieser Vorstellung und wurde von Gottsched als Ausgangspunkt für Sprachnormierung genommen, und zwar in Bereichen „gepflegter Anwendung: am Hof, bei Gelehrten und Literaten.“ Kontrovers zu Gottsched diskutierten die Zürcher Bodmer und Breitinger das Sprachnormproblem, die für das Allemannische als Literatursprache plädierten. Gemeinsam ist den drei Theoretikern, daß sie die Literatursprache als Vorbild für Sprachnormierung nehmen, mit dem Unterschied allerdings, daß Gottsched diese Vorbilder in der Mitte Deutschlands gefunden zu haben glaubte,

während Bodmer das Schweizerische, „das aus historischen wie aus absoluten Gründen das beste Deutsch sei“, hervorhob. Entscheidendes Argument, das der Gottschedschen Auffassung zum Durchbruch verhalf, war das der geographischen Mitte des Meißnischen. Hinzu kam, daß Bodmer/Breitinger sich zu spät in die Diskussion einschalteten.

D. Cherubim (Braunschweig) nutzte in seinem Resümee die Gelegenheit, Wesentliches noch einmal hervorzuheben und Bezüge zwischen einzelnen Themenbereichen herzustellen. Er siedelte die Beiträge an im Spannungsfeld von Sprachen im 18. Jh. zwischen Standardisierungsbestrebungen einerseits und innerer und äußerer Mehrsprachigkeit andererseits.

Zum Schluß noch eine Bemerkung zu den Diskussionen: Sie haben gezeigt, daß ein starkes Interesse besteht an sprachlichen Erscheinungen „unterhalb“ der Ebene Literatursprache/gehobene Standardsprache. Alltagsbestimmte Texte des 18. Jhs. stellen für die Sprachgeschichtsforschung Neuland dar und sollten eine Herausforderung für das neue Interesse an der Sprachgeschichte sein.

Adresse der Verfasserin: Heidrun Kämper-Jensen, Seminar für deutsche Sprache und Literatur, Lehrstuhl für Germanistische Linguistik, Mühlenpfordstr. 22-23, 3300 Braunschweig